

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 10 (1930-1931)
Heft: 4

Artikel: Zur Geschichte der ältesten Mundarttrichtung im Elsass
Autor: Lutz, Désiré
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-157207>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bauen können. Dieses Heer verschafft dem Staate auch Achtung. Und freier Geist, politisches Streben und Wirtschaft finden hier eher einen Wirkungsfreis als in einem verweichlichten, vom Hader zerrissenen Land.

Robert Hartung.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der ältesten Mundartdichtung im Elsaß.

Von Désiré Lutz, Niederehnheim-Elsaß.

„Lebende Sprachen sind fortlebende Denkmale alter Zeiten,“ schrieb 1816 Georg Daniel Arnold in bezug auf die elsässische Mundart im Vorbericht zur ersten Auflage seines „P f i n g s t m o n t a g“. Und auf die Frage, welches denn eigentlich die Sprache der Elsässer sei, gab 1838 der bedeutendste evangelische Theologe Straßburgs, Eduard Reuß, die feste und klare Losung: „Wir reden deutsch!“ Man muß sich heute im Elsaß an diesem stolzen Bekenntnis zur deutschen Sprach- und Kulturgemeinschaft immer wieder von neuem stärken, um den Lügensturm zu brechen, der ständig und mit systematischer Böswilligkeit historisch feststehende Dinge zu unterwühlen sucht. So hören wir immer wieder und zwar „zu unserem nicht geringen Erstaunen, daß Keltenblut unsere Adern schwellt, daß unsere Kultur keltisches Gepräge trage, ja daß unsere Sprache eine keltische Mundart sei“.¹⁾ Nichts widerlegt diese ungeheuerliche Behauptung besser, als ein Rückblick in das Werden des ältesten elsässischen Schrifttums. Wäre die elsässische Mundart tatsächlich keltischen Ursprungs, so müßte doch dies und gerade im ältesten Schrifttum auch zum Ausdruck kommen. Volkhafte Zusammenhänge, vor allem die schon rein physisch bedingten sprachlichen Merkmale, können nie so rasch und nie so gründlich verloren gehen, daß nicht irgendwo noch eine Spur von ihnen zu finden wäre. Nun aber besitzen wir im Elsaß, soweit uns die Geschichte überhaupt zurückzuführen vermag, auch nicht ein einziges Schriftwerk, das man auf Grund irgendwelcher und selbst verstecktester Anhaltspunkte der keltischen Sprache zuteilen könnte. Vielmehr zeigen alle, sofern sie nicht in lateinischer Sprache verfaßt sind, reinsten alemannischen Charakter.

Weinhold²⁾ stellt für die Geschichte der Sprachen und Mundarten den Grundsatz auf, „daß die Mannigfaltigkeit (derselben) im Verhältnis der Jahrhunderte wächst, die Einheit demnach mit dem Zurückgehen in die Vergangenheit zunimmt“. Diesen Grundsatz findet er ganz besonders in der alemannischen Sprache bestätigt. „Was wir jetzt als alemannisch und schwäbisch trennen, bildete ursprünglich einen Dialekt, denn noch heute sind die Grundzüge dieselben.“ Die Trennung beider setzte erst im

¹⁾ Medard Barth, „Zur Kultur- und Sprachenfrage“ in „Die Heimat“, Monatschrift für christliche Kultur und Politik, Schlettstadt 1925, Heft 10, S. 286.

²⁾ Weinhold, Alemannische Grammatik, Berlin 1863, S. 7.

14. und 15. Jahrhundert ein und begann mit der „Schmälerung des schwäbischen Stammgefühls“, ³⁾ d. h. der Absonderung der schwäbischen Mundart infolge der aus dem bairischen übernommenen „ei“ statt „i“ und „au“ statt „u“, eine Neuerung, die nach Westen bis zur Höhe des Schwarzwaldes und nach Süden bis zur Linie Tuttlingen, Ravensburg und an den Fuß der Allgäuer Alpen vordrang und dort in der Mitte des 16. Jahrhunderts stehen blieb. ⁴⁾ Der Breisgauer *M a t h i a s v o n N e u e n b u r g* war der erste, der daraufhin die Schwaben von den bisherigen Alemannen durch die Wasserscheide des Schwarzwaldes abgegrenzt hatte. Im 15. Jahrhundert, nach der Gründung des Schwäbischen Bundes und dem großen Schwabenkrieg, wies dann auch die Schweiz den alten Namen zurück. Und gehen wir weiter nach Osten, so interessiert uns nicht minder eine andere Feststellung Weinholds, daß nämlich auch der alemannische und bairische Dialekt bis zum 12. Jahrhundert äußerst schwer zu unterscheiden war, „denn diese beiden großen Mundarten, welche bis heute viel Gemeinsameres haben, sondern sich erst allmählich kennbarer“.

Die ersten Jahrhunderte der alemannischen Besiedelungszeit zwar, die im Elsaß um 400 n. Chr. begann, haben uns noch keine sprachlichen Zeugnisse hinterlassen. Jedenfalls müssen wir annehmen, daß diese ersten Siedler infolge ihrer langen Wanderschaft auf einer niederen Bildungsstufe standen und die Verwendung ihrer Sprache zu schriftlichen Aufzeichnungen noch gar nicht kannten. Das erste Bildungsgut brachten die Glaubensboten und die von ihnen errichteten Klöster, doch nicht etwa oder zunächst in alemannischer, sondern in lateinischer Sprache, die damals schon in deutschen Gauen allgemein als Hof-, Geschäfts- und Kirchensprache üblich war.

Gegenüber dieser schon seit Jahrhunderten hochentwickelten Kultursprache stand natürlich die noch völlig ungepflegte deutsche Volks- oder Mundartsprache weit zurück. „Mit Geringschätzung sahen die Gebildeten, die in der Zunge Latiums zu reden verstanden, auf das Deutsche als auf die barbarische Sprache des großen Hauens herab, die sie nur für den praktischen Gebrauch des täglichen Lebens geeignet hielten, ohne von ihrem künftigen Werte als eines nationalen Bandes auch nur die leiseste Ahnung zu haben.“ ⁵⁾ Erhöht wurde diese Abneigung noch durch die Schwierigkeit einer Übertragung des lateinischen Alphabets auf die noch völlig ungepflegte, schwerfällige, noch in keine grammatischen Gesetze eingefangene Orthographie der Volkssprache namentlich in bezug auf die bunte Mannigfaltigkeit der vielen Vokale.

Sichtliche Bemühungen um die Volks- oder Mundartsprache setzten erst im 8. Jahrhundert ein, als sich die Kirche infolge ihres zunehmenden Verkehrs mit dem gläubigen Laienvolk gezwungen sah, vom Lateinischen abzurücken und der breiten Masse zur Vertiefung und Festigung des re-

³⁾ E. Baumann, Schwaben und Alamannen (Forschungen z. d. Geschichte), XVI, S. 261.

⁴⁾ Fischer, Über den schwäbischen Dialekt und die schwäbische Mundartdichtung. Württembergische Jahrbücher 1884, S. 61.

⁵⁾ Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen. Heilbronn 1888, S. 4.

ligiösen Lebens durch Mitteilung der wichtigsten Glaubensformeln in der Fassung ihrer Mundart eine bestimmte Richtschnur zu geben. Auf diese Weise entstand im Elsaß der Weissenburger Katechismus, der nach 789 abgefaßt wurde und das Paternoster mit Erklärung, die Hauptsünden, das apostolische und athanasische Glaubensbekenntnis und das Gloria in excelsis enthält. Die Sprache gleicht der Otfrieds, nur ist sie altertümlicher und dem Alemannischen ähnlicher als dem Fränkischen. Der Weissenburger Katechismus ist somit das älteste deutsche Schriftwerk auf elsässischem Boden.

Auch lateinische Hymnen hat man zur Erbauung der Gläubigen in die Volksmundart übersetzt. So wurden zu Anfang des 9. Jahrhunderts die Murbacher Hymnen, so genannt, weil die Handschrift aus dem Kloster Murbach im Elsaß stammt, in alemannischer Sprache abgefaßt. Doch nimmt man an, daß diese in ihrem jetzigen Dialekt nicht in Murbach selbst, sondern im Kloster Reichenau entstanden.⁶⁾

Der Wert der Mundart als Mittel zur Pflege religiös-sittlicher Dinge wurde jedoch erst von Karl dem Großen voll erkannt. Als zielbewußter geistiger Führer dieser Erkenntnis stand ihm der gelehrte Abt von Fulda, Rabanus Maurus (776—856), später Erzbischof in Mainz, zur Seite. Sein Kommentar zum Mathäusevangelium bot den Stoff sowohl für das „Heliandlied“ wie für den „Kriß“ Otfrieds von Weissenburg.

Otfried wurde 790 in der Gegend von Weissenburg geboren, erhielt in Fulda unter Rabanus seine Bildung und starb 875 als Leiter der Weissenburger Klosterschule. Als solcher hatte er oft Gelegenheit, die z. T. noch heidnischen Sitten und Gebräuche seines Volkes, besonders dessen unchristliche Volksgefänge kennen zu lernen. Um diesen zu steuern und das religiöse Leben zu vertiefen, dichtete er, angeregt durch das ältere Heliandlied, seine Evangelienharmonie „Kriß“ (868) in der fränkischen Mundart. In einem lateinischen Begleitwort schildert uns Otfried zum ersten Mal die ungeheuren Schwierigkeiten, die er in bezug auf die schriftliche Darstellung seiner fränkischen Volkssprache zu überwinden hatte. Er schreibt:

„Diese barbarische Sprache ist nicht nur rauh und wild und des regelnden Zügels der grammatischen Kunst ungewohnt, sondern auch in manchen Wörtern wegen der Häufung der Buchstaben oder des fremdartigen Klangs schwer zu schreiben. Bisweilen nämlich scheint sie drei u hintereinander zu verlangen, wobei die beiden ersten einen Konsonanten ausdrücken sollen, während das dritte Vokal bleibt. Bisweilen konnte ich hinwieder weder a noch e noch i noch u zur Bezeichnung vokalischer Laute ausreichend erachten, da schien mir das griechische η gesetzt werden zu müssen.“

Trotzdem liebt Otfried diese Sprache und er bedauert lebhaft, daß seine Landsleute weder Sprachstolz besitzen, noch sich bemühen, ihr Idiom literarisch einzubürgern. Wo irgendwie Taten der Vorväter verherrlicht werden, was selten genug geschieht, bedienen sich die Schreiber lieber fremder Sprachen, nämlich der griechischen oder lateinischen. Diesen

⁶⁾ Piper Paul, Die älteste deutsche Literatur bis um das Jahr 1050. Berlin 1884, S. 115.

Mangel an Verständnis für den nationalen Wert der Stammessprache geißelt er mit folgenden Worten:

„Es ist zu verwundern, daß so große, kluge, vorsichtige, gewandte, gelehrte und fromme Männer alle diese Eigenschaften zum Ruhme einer fremden Sprache verwenden und in der schriftlichen Handhabung ihrer eigenen Sprache keine Geübtheit haben.“

Otfrieds Sprache, die sich trotz der eben genannten Mängel durch reichen und natürlichen Wohlklang auszeichnet, ist wie gesagt das Fränkische, genau bezeichnet das Oberfränkische; doch hat Otfrieds Aufenthalt in St. Gallen und wahrscheinlich auch die südliche Lage Weißenburgs manchen alemannischen Lauten Eingang verschafft. Der „Kriemhild“ ist nicht nur das literarisch bedeutendste Denkmal der alten oberfränkisch-alemannischen Volkssprache, sondern auch das erste und zugleich maßgebende Reimwerk aller folgenden Jahrhunderte. Otfried aber ist der erste feststehende Autorenname der deutschen Literatur.

Im 11. Jahrhundert ging das Bildungsgut der Zeit aus den Händen der Klöster in das Privileg der Höfe und des Adels über. Romfahrten und Kreuzzüge brachten diesen Ständen ein erhöhtes Kulturbewußtsein, und die Volkssprache erfuhr durch einen gesteigerten und kultivierten Gebrauch eine merkliche Umbildung und fortschreitende Höherentwicklung. Der alte lehrhaft-religiöse Zug der Klosterdichtung wich weltlichen Formen. Aus Frankreich kamen über das Elsaß und den Niederrhein das höfische Epos und die Verherrlichung des Frauendienstes. Im Elsaß huldigten dem neuen Geiste hauptsächlich der staufische Hof und die begüterte alemannische Ritterschaft. In den kaiserlichen Pfälzen und an den Bischofs-sitzen vollzogen sich die glanzvollen Akte kaiserlicher Machtfülle, so daß man wohl behaupten darf, daß sich am Oberrhein in wirtschaftlicher und geistiger Hinsicht die Hauptmacht des Reiches konzentrierte. Die Ritterdichtung fand deshalb im Elsaß reichen Boden. Gepflegt wurde sie von Heinrich der Glîchezære, dem Dichter der ältesten deutschen Tierfabel „Reinhart Fuchs“, und Reinmar von Hagenau, die beide in alemannischer Mundart schrieben.⁷⁾ Gottfrieds von Straßburg „Tristan und Isolde“ dagegen, das bedeutendste Werk des 13. Jahrhunderts, ist schon ganz in der mittelhochdeutschen Sprache abgefaßt und wurde damit innerlich wie äußerlich zum höchsten Ausdruck der feinsten höfischen Kultur Deutschlands.

Wenn auch das Mittelhochdeutsche in seiner Entwicklung weiterging und sich von der Volkssprache immer mehr entfernte, im Elsaß behielt es seine starke lokalmundartliche Färbung bei. Echtem alemannischen Charakter tragen die Predigten des großen Straßburger Dominikanermönches Johann Tauler (1290—1361), vor allem sein Hauptwerk „Von der Nachfolgung des armen Lebens Christi“, das allerdings erst

⁷⁾ Die mundartlichen Kennzeichen bei Heinrich der Glîchezære, vor allem die Vorliebe für anlautendes d statt t (z. B. dief statt tief, dot statt tot, diuvel statt tiuvel u. s. w.) waren es, die Jakob Grimm (Sendschreiben an Lachmann über Reinhart Fuchs, S. 64—67) veranlaßt haben, Heinrich der Glîchezære dem alemannischen Elsaß zuzuschreiben.

1521 besorgt von R y n n m a n n in Basel im oberrheinischen Dialekt erschienen. Vollständig alemannisch sind auch die Schriften der sog. „G o t t e s f r e u n d e“, des N i k o l a u s v o n B a s e l und des R u l m a n n M e r s w i n v o n S t r a ß b u r g, mit denen Tauler befreundet war. Die Straßburger Chroniken von F r i e d r i c h K l o s e n e r und J a k o b T w i n g e r v o n K ö n i g s h o f e n tragen ebenfalls alemannisches Gepräge. Durch diese reiche Literatur von drei Jahrhunderten, zuerst als Ritterdichtung, dann als Prosa der Mystiker und zuletzt als Geschichtsschreibung, hatte sich der alemannische Dialekt zu einer Art Schriftsprache entwickelt, die wohl, ähnlich wie das Niederdeutsche, von Bestand geblieben wäre, wenn nicht größere Mächte, vor allem die rasch verbreitete Buchdruckerkunst und die im 14. Jahrhundert beginnende „n e u h o c h d e u t s c h e“ Schriftsprache, die sofort von den bedeutendsten Druckerwerkstätten der damaligen Zeit in Nürnberg, Augsburg, Straßburg und Basel übernommen wurde, es verhindert hätten.

Doch über ein Jahrhundert hinaus leistete das Elsaß (wie auch die Niederdeutschen) der neuen deutschen Sprachentwicklung Widerstand. Dies war schon deshalb möglich, weil das Elsaß im 15. Jahrhundert zum Hauptsitz des deutschen Humanismus wurde, der sich vorwiegend an gelehrte Kreise wandte und sich durch den erneuten Gebrauch des Lateinischen der Notwendigkeit einer durchgehenden Verbreitung der deutschen „Gemeinsprache“ entgegenstellte. Doch gab es unter den elsässischen Humanisten immer noch Männer genug, die sich aus Stolz auf ihre Heimat und deren wohlgepflegte Mundart bemühten, ihre Weltanschauung mit den Mitteln der Muttersprache breiteren Schichten zuzuführen. Aus diesem Stolz erwuchs dem Elsaß das berühmteste Werk des Mittelalters, S e b a s t i a n B r a n t s „N a r r e n s c h i f f“. Ob allerdings die Sprache Brants den Straßburger oder den Basler Dialekt darstellt, ist bei dem Fehlen bestimmter mundartlicher Kennzeichen der beiden Dialekte schwer zu entscheiden. Hier haben wir eben die schon erwähnte oberrheinische Schriftsprache vor uns, d. h. das Mittelhochdeutsche, „versezt mit den hervorstechendsten Eigentümlichkeiten des hier gesprochenen alemannischen Dialekts“.⁸⁾ Das Werk, von den Zeitgenossen „Die göttliche Satire“ genannt, fand gleich nach seinem Erscheinen (1494 bei J o h a n n B e r g m a n n in Basel) eine Verbreitung, wie es keinem Buche seiner Zeit beschieden war. Diesen Erfolg verdankt es nicht nur seinem und dem elsässischen Volke eigenen kritisch-satirischen Zuge, sondern ist in der Hauptsache darauf zurückzuführen, daß es Brant zum ersten Mal gelungen war, dem neuen städtisch-bürgerlichen Geiste des 15. Jahrhunderts, der im Elsaß seit dem Streit der Zorn und Mülnheim heraufgewachsen war, literarische Form zu geben. Die jüngste und sehr wertvolle Neuauflage mit einem Anhang, enthaltend die Holzschnitte der Originalausgaben und solche der Lacherischen Übersetzung (lateinisch) und einem Nachwort von Prof. Dr. F r a n z S c h u l z, erschien 1913 als Jahresgabe der Gesellschaft für elsässische Literatur (Straßburg, Karl J. Trübner).

⁸⁾ Socin, S. 186.

Die hohe Achtung vor der heimatlichen Mundart teilt gleichzeitig mit Brant der Straßburger Dominikanermönch *Thomas Murner*. Während aber seine „*Gäuchmatt*“ noch genau dem elsässischen Vokalismus abgedruckt erschien, finden wir diesen in seiner „*Schelmensunft*“ schon stark mit neuhochdeutschen Formen durchsetzt. „Die Drucker und Korrektoren modelten nach ihrer Hausorthographie oder auch nach ihren Geschäftsgrundsätzen die Schreibung der empfangenen Arbeit um, um dem Buche auch in entfernteren Gegenden Verbreitung zu verschaffen.“⁹⁾ Diese immer stärker werdende Einmischung der Druckereien und deren Sprachmischerei finden wir besonders in den Werken *Geilers von Kaisersberg*, „*Seelen Paradies*“, „*Christenlich Bilgerschaft*“ und „*Postille*“. Geiler zwar gab keine dieser seiner Predigten selbst heraus. Er schrieb sie lateinisch auf und hielt sie dann frei reproduzierend in alemannischer Sprache. Freunde und Gönner schrieben sie nach oder auch erst später auf und übergaben sie dem Buchhandel. Trotzdem muß Geiler über die sprachliche Änderungssucht der Drucker sehr oft empört gewesen sein, denn er beklagt sich, daß man sein eigenes Buch nicht mehr wiedererkenne, wenn es aus der Druckerei zurückkomme.¹⁰⁾ Durch diese Mißachtung der vom Dichter gewollten und gegebenen Sprache, verursacht durch nüchterne Geschäftsgrundsätze, mußte natürlich der bisher gepflegte alemannische Sprachstolz immer mehr zerbröckeln.

Der Kampf der neuhochdeutschen Schriftsprache mit dem Literaturdialekt in Nord- und Süddeutschland dauerte bis ins 16. Jahrhundert hinein. *Martin Luther* erst war es, der mit seiner schöpferischen Sprachgewalt alle vorhandenen Schranken niederriß, die noch dürftigen und trockenen Formen der aus dem Kanzleidialekt hervorgegangenen Gemeinsprache mit erstaunlicher Kühnheit weitete und so dem Neuhochdeutschen zu seinem Siegeszug verhalf. Vor seiner überragenden sprachlichen Autorität verblaßten alle Gründe, die bisher gepflegten provinzial begrenzten mundartlichen Schriftsprachen dem von allen Gauen übernommenen Neuhochdeutschen entgegenzustellen und sich aus kleinlichen Gründen der Notwendigkeit einer sprachlichen Einigung sämtlicher deutschen Stämme zu versperren. Auch die alemannische Schriftsprache im Elsaß mußte vor ihr fallen. Und so erlebte man das Sonderbare, daß die Reformation auf der einen Seite Deutschland bis ins Herz zerriß, auf der andern aber sprachlich zusammenfügte. *Jörg Wickram* und der genialste Satiriker des Elsaßes und der deutschen Nation überhaupt, *Johannes Fischart*, stellen sich schon ganz auf den Boden dieses Neuhochdeutschen. Mit dem dreißigjährigen Kriege und der nachfolgenden Annektion durch Frankreich nimmt dann nicht nur die erste große Blütezeit der alemannischen Dichtung des Elsaßes, sondern auch die hohe geistige Bedeutung des Landes, das so oft vermochte, den Geist und Stil ganzer Epochen entscheidend zu gestalten, ein jähes Ende.

Doch nie, und selbst nicht in der folgenden über zwei Jahrhunderte dauernden Zugehörigkeit zu Frankreich hat das Elsaß sein alemannisches

⁹⁾ Socin, S. 189.

¹⁰⁾ Vgl. Pietsch, Martin Luther und die nhd. Schriftsprache, S. 101—102.

Stammesbewußtsein und seine deutsche Sprach- und Kulturgemeinschaft aufgegeben. Im Gegenteil, als Frankreich im 19. Jahrhundert damit begann, durch verschärfte Spracherlasse seine kulturelle Vorherrschaft zu erzwingen und deutsche Art und Sprache aus dem Lande zu verbannen, da warf sich ihm der alte nieversiegbare Stammesstolz mit kraftvoll dichterischem Einspruch entgegen. Arnold, die Stöber, Bernhard, Hackenschmidt, Hirk, Lamen, Zetter und viele andere echt elsässische Namen weiß die Sturmzeit vor 1870 zu verzeichnen.

Und heute? Hat nicht der neuentbrannte Sprachenkampf eine gleiche und ebenso bedeutende Reihe elsässischer Männer und Verteidiger der uralten heimatischen Art und Sprache auf den Plan gerufen? Spricht nicht ihr Mut und Opfer Sinn von dem unerschütterlichen Willen, dem Lande seine volkshafte Eigenart und sprachliche Sonderheit unangetastet zu erhalten? Und weshalb? Man weiß und fühlt es mit bitterem Ernst, daß dem Elsaß mit dem Verlust der Muttersprache nicht nur seine geistige, sondern auch seelische Existenz verloren gehen muß.

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Aus den eidgenössischen Räten: Der mißachtete Parteienstaat. Das Verhältnis zu Italien durch die Parteibrille gesehen. Um den Völkerbund. Die Schweiz und die europäische Staatenvereinigung. Das Ordensverbot. Reformen am eigenen Leib.

Die bei Behandlung des bundesrätlichen Geschäftsberichtes übliche außenpolitische Aussprache in der Bundesversammlung hat sich auch dieses Jahr wieder mit einigen Fragen beschäftigt, die nachgerade zum eisernen Bestand unserer Außenpolitik zu gehören scheinen. So wurde im Ständerat die Frage der französischen Fremdenlegionen wieder aufgegriffen. Ständerat Ochsner wünschte Auskunft über die Antwort der französischen Regierung auf die Vorstellung des Bundesrates in Paris, künftig Anwerbungen von Schweizern für die Fremdenlegion zu unterlassen. Der Vorsteher des Politischen Departementes konnte darauf nur antworten, daß „bedauerlicherweise auf die Vorstellungen des Bundesrates in Paris wegen der Fremdenlegion keine Antwort eingegangen sei“ und daß „auch dem Wunsch auf Unterlassung der Anwerbungen nicht entsprochen wurde und auch wohl nie entsprochen werden wird“. Natürlich, wenn man sich selbst zum Voraus damit abfindet und das auch öffentlich bekundet, daß man von den eigenen Vorstellungen keinen Erfolg erwartet, dann wird dieser Erfolg ganz sicher auch nie eintreten. Im übrigen läßt Frankreich seinen kleinen Nachbarn durch diese Haltung seine ganze Geringschätzung fühlen. Es weiß ja, daß hinter dessen Protesten und Vorstellungen weder eine entschlossene Regierung noch eine geschlossene öffentliche Meinung stehen.

Wir erleben diese gleiche Mißachtung in der Verschleppung, die die Ratifikation des schweizerisch-französischen Schiedsvertrages durch den französischen Senat erfährt. Es ist, als ob man uns immer von Zeit zu Zeit zu verstehen geben wollte, wie klein und wie einzig wir auf das Wohlwollen unserer Nachbarmacht im Westen angewiesen seien. Vor einem Jahr entschuldigte der Vorsteher des Politischen Departementes das Ausbleiben der Ratifizierung damit, daß der französische Senat mit dieser bis nach Erledigung des Zonenprozesses zuwarten